

Der kleine Bund

Wie ein Verdingbub und ein Nobelpreisträger zusammenhielten

Ungleiche Freundschaft Carl Spitteler wurde mit Preisen dekoriert, Carl Albert Loosli kämpfte gegen soziales Unrecht. Jetzt zeigt ein Briefwechsel, was das ungleiche Paar gemeinsam hatte.

Alexander Sury

Am 15. November 1920 schreibt der 32 Jahre jüngere Freund aus Bümpliz nach Luzern: «Soeben erfahre ich aus den Zeitungen, dass Sie endlich Träger des Nobelpreises wurden, und ich kann Ihnen kaum sagen, wie sehr mich das freut und wie sehr ich Ihnen dazu Glück wünsche.»

Der Gratulant ist Carl Albert Loosli (1877–1959) und der mit dem Nobelpreis geehrte Schweizer Schriftsteller Carl Spitteler (1845–1924). Den höchsten Preis in der Literaturwelt erhielt Spitteler für den Gedichtzyklus «Olympischer Frühling» – eine epische Erzählung in Versform, die von antiken griechischen Mythen und der olympischen Götterwelt inspiriert ist. Und die heute kaum jemand mehr kennt.

Dies kann man von Carl Albert Loosli nicht behaupten: Der 1877 unehelich geborene Autor des Justizromans «Die Schattmattbauern» und Mundartdichter («Mys Ämmital»), war bis zur Volljährigkeit Zögling der Erziehungsanstalt Trachselwald gewesen.

Das Schicksal als elternlos aufgewachsener Jugendlicher, der als 12-Jähriger verdingt wurde und Schikanen und Demütigungen erlebte, liess Loosli zu einem kompromisslosen Kämpfer für Menschen- und Bürgerrechte werden.

Druckreif versus Telegrammstil

Loosli und Spitteler lernten sich 1908 kennen, als Spittler für einen Vortrag bei der Freistudentenschaft nach Bern kam. Loosli hatte in der «Berner Weltchronik» einen Artikel über Spitteler veröffentlicht, tags darauf trafen sie sich zu einem längeren Gespräch im Haus von «Bund»-Literaturredaktor Josef Viktor Widmann, eines engen Freunds Spittelers.

Die Rollen waren ungleich verteilt, wie der von Loosli-Biograf Erwin Marti und Spitteler-Experte Dominik Riedo unter dem Titel «...von olympischen Höhen lachen» herausgegebene Briefwechsel zeigt. Da war nicht nur der Altersunterschied von 32 Jahren, sondern auch eine unterschiedliche soziale Herkunft. Wider Erwarten verstanden sie sich jedoch auf Anhieb hervorragend.

Loosli, der Jüngere, ist in diesem Briefwechsel meist der bescheidene Bewunderer, er benutzt die Schreibmaschine und formuliert nahezu druckreif in langen Briefen. Spittlers Briefe sind hingegen keine sorgfältig ausgearbeiteten epistolografischen Kunstwerke, oft sind sie kurz, sprunghaft und im Telegrammstil gehalten.

Wenn man sich heute noch an Spitteler erinnert, dann wegen einer Rede mit dem Titel «Unser Schweizer Standpunkt». Er hielt sie am 14. Dezember 1914 vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Der Erste Weltkrieg tobte zu diesem Zeitpunkt bereits seit über vier Monaten.

Spitteler konstatierte einen tiefen Graben in der Schweiz, der das Land durchziehe. Die



Carl Albert Loosli als «Der Philosoph von Bümpliz». Karikatur von Frieda Liermann in der Zeitschrift «Der Grüne Heinrich», 1907, Nr. 8. Foto: Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft

Romandie hielt mehrheitlich zu Frankreich, die Deutschschweiz zum Deutschen Reich. In seiner Rede beschwor Spitteler eindringlich die aussenpolitische Neutralität und begründete diese auch kulturell und identitätspolitisch.

Die Rede kam in Deutschland nicht gut an, Spitteler wurde zum Feind Deutschlands stilisiert. Die Folge: Sein literarisches Werk wurde abgelehnt, und seine Bücher verschwanden für Jahre aus dem deutschen Buchhandel.

Loosli schreibt, am 23. Dezember 1914, wenige Tage nach der Rede an Spitteler: «Sie haben durch ihren Vortrag eine schwere, drückende Last von meiner Seele genommen (...) Gebe der Himmel, dass Ihr Ruf verstanden und befolgt werde, dass unser Land und unser Volk wieder gesunden mögen, dass unsere Stirnen wieder hoch und rein werden.»

In seiner Erwiderung kommt Spitteler auf seine den Zusammenhalt des Landes beschwörende Geste zu sprechen: «Komisch, wie man plötzlich ein Patriot wird, während man immer glaubte, keine kleinste patriotische Ader zu haben.» Wie das eigentlich gekommen sei, wisse er selber nicht, bekennt Spitteler. Und vergleicht sich gänzlich

unbescheiden mit dem Eremiten Niklaus von Flüe – einem Menschen, «der sich sonst nicht um den Verkehr kümmert, aber wenn der den Wagen auf dem Holzweg stolpern und schwanken sieht, einen Augenblick herbei springt und versucht, Hand anzulegen. Nachher kehrt er wieder in seine Ermitage zurück.»

Der 1845 in Liestal in grossbürgerlichen Verhältnissen geborene Spitteler wuchs zeitweise auch in Bern auf, da der Vater wechselnde Posten im Staatsdienst bekleidete. Nach einem Theologiestudium wirkte er während acht Jahren als Privatlehrer im zaristischen Sankt Petersburg. Zurück in der Schweiz, liess er sich in Bern nieder und arbeitete unter anderem als Lehrer an der Einwohnermädchenschule. Im Jahr 1893 wurde er dank einer Erbschaft seiner Frau finanziell unabhängig und zog mit seiner Familie nach Luzern. Fortan konnte er sich voll und ganz dem Schreiben widmen.

Regelmässig unterstützte Spitteler den ständig von Geldnöten geplagten Loosli mit finanziellen Zuwendungen und empfahl ihn auch an Stiftungen. Er hielt auch zu Loosli, als dieser sich im Zuge des sogenannten «Gotthelfhandels» den Zorn

und den Hass des kulturellen Establishments zuzog.

1913 hatte Carl Albert Loosli nämlich ein Experiment gewagt und einen Aufsatz mit dem Titel «Jeremias Gotthelf, ein literaturgeschichtliches Rätsel» veröffentlicht. Der satirische Scherz nahm die Vergötterung eines «authentischen Originalgenies» aufs Korn und behauptete mit plausiblen Argumenten, nicht Jeremias Gotthelf sei der Verfasser der unter diesem Namen erschienenen Werke, sondern ein Bauer aus dem gleichen Ort namens Johann Ulrich Geissbühler.

Mit dieser gezielten Täuschung provozierte Loosli erfolgreich die Hohepriester der Literaturwissenschaft. Die Kritik ging teilweise ernsthaft darauf ein und fühlte sich entsprechend düpiert. Die Ächtung durch einflussreiche «Literaturpäpste» hatte drastische Folgen für Loosli: Er wurde totgeschwiegen und von der Mitarbeit an der Gotthelf-Ausgabe des Rentsch-Verlags ausgeschlossen, deren Initiator er ursprünglich gewesen war.

Auch Spitteler fiel zunächst auf den Jux herein, sehr zur Belustigung seiner Familie, wie er Loosli am 25. Februar 1913 schrieb: «Sie haben mit ihrem Scherz allerdings bewiesen, dass wir alle dumm



In der Freundschaft mit Carl Spitteler nahm Carl Albert Loosli meistens die Rolle des Bewunderers ein: Foto: Fritz Gurtner (Archiv Alice Gurtner)



Dichterst, Grossbürger und Nobelpreisträger: Carl Spitteler um 1910. Foto: PD

sind, ich auch, ich vor allen, aber ich falle immer in jede Falle, so harmlos ist mein Gehirn.»

Spitteler zeigte sich mit der These einverstanden, dass eine Literaturwissenschaft mit ideologischer Schlagseite «Gift für die Poesie» bedeute. Ende Februar schrieb Loosli an Spitteler: «Dass ich mich damit nicht sonderlich beliebt machen würde, dessen war ich mir von Anfang an bewusst, allein die Reinlichkeit habe ich meiner Beliebtheit noch immer vorgezogen.»

Briefe vor Behörden versteckt

Der 16 Jahre währende Briefwechsel zwischen Spitteler und Loosli erlaubt einen Blick hinter die Kulissen des damaligen Schweizer Kulturbetriebs. Nicht zuletzt zeigt sich auch Spittlers Fähigkeit, als diskreter Netzwerker zu agieren und Persönlichkeiten wie Ferdinand Hodler (der ihn auch malte) und den Literaturwissenschaftler und Spittlerexperten Jonas Fränkel für sich einzunehmen, auf dass sie sich für sein Werk einsetzten.

Auch aus psychologischer Sicht sind die Briefe interessant, zeigen sie doch die Freundschaft eines ungleichen Paares: des Älteren und des Jüngeren, des gut Si-

tuierten und des aus einfachen Verhältnissen stammenden, ständig ums Überleben Kämpfenden.

Spitteler starb 1924 hochdekoriert im Alter von 79 Jahren, Loosli im Jahr 1959, geplagt von einem schweren Asthma und einer endlosen Finanzmisere. In den 35 Jahren dazwischen focht er noch etliche Kämpfe aus – etwa in den 1930er-Jahren im Berner Prozess um die antisemitischen «Protokolle der Weisen von Zion», wo er als Experte auftrat und massgeblich daran beteiligt war, die Verbindungen zwischen Frontisten und Nazis aufzuzeigen.

1944 erwog der Berner Regierungsrat gar die Beivernung des Unbequemen, nachdem dieser in der Zeitung «Nation» einen Artikel über Missstände im Anstaltswesen publiziert hatte. Die Korrespondenz mit Carl Spitteler war Loosli so wertvoll, dass er sie in dieser kritischen Zeit bei einem Treuhänder ausserhalb des Kantons Bern in Sicherheit brachte.

Carl Spitteler, Carl Albert Loosli: «...von olympischen Höhen lachen». Der Briefwechsel 1908–1924. Hg. und mit Nachworten von Erwin Marti und Dominik Riedo. Chronos-Verlag, Zürich, 2025. 335 S., 51.90 Fr.